

Timo Stickler/Umberto Roberto (Hrsgg.): Das Weströmische Reich und seine Erforschung. Neue Perspektiven. Stuttgart: Kohlhammer 2024 (Geschichte in Wissenschaft und Forschung). 391 S., 15 Abb., 2 Tabellen. € 69.00. ISBN: 978-3-17-042086-1.

Auch 25 Jahre nachdem Andrea Giardina den Begriff von der „*esplosione di tardoantico*“¹ geprägt und die nach Jahrzehnten aus dem Dornröschenschlaf neu erweckte Spätantike-Forschung treffend beschrieben hat, bleiben noch immer viele Fragen offen und ‚Mosaiksteinchen‘ zu einem großen Bild zusammenzufügen. Während einzelne Zeiträume und Personen – man denke etwa an die zahlreichen Monographien zu Konstantin, Julian oder Justinian – recht gut erforscht sind, wurden andere bislang weniger ausgeleuchtet. Dies gilt für das weströmische fünfte Jahrhundert wie für kaum ein anderes Themenfeld.² Um dies zu ändern, hatte sich 2021 eine – in Anbetracht der damaligen Weltlage unvermeidbar – digitale Tagung an der Universität Jena das Ziel gesetzt, diese ‚vielfältigen‘ neuen Perspektiven zusammenzuführen.³ Der vorliegende, von den damaligen Tagungsorganisatoren Timo Stickler und Umberto Roberto herausgegebene Sammelband zeigt nun, in leicht veränderter Zusammensetzung der Beiträgerinnen und Beiträger die beeindruckende Bandbreite aktueller Forschungen zum spätantiken Westrom in sechzehn Beiträgen in deutscher, italienischer und französischer Sprache auf.

In ihrer konzisen „Einführung“ verweisen Timo Stickler und Umberto Roberto auf das Konzept des ‚langen fünften Jahrhunderts‘, das sich von der folgenreichen Niederlage des Valens in der Schlacht bei Adrianopel (378) bis zum Tod des Gotenherrschers Theoderich des Großen (526) und dem

1 Vgl. A. Giardina: *Esplosione di tardoantico*. In: *StudStor* 40, 1999, S. 157–180.

2 Einen ausführlichen Überblick über die spätantike Geschichte Westroms bietet Henning Börm; vgl. H. Börm: *Westrom. Von Honorius bis Justinian*. 2. Aufl. Stuttgart 2018 (Urban-Taschenbücher 735); eine erste Aufsatzsammlung zu verschiedenen bedeutenden Aspekten findet sich in: H. Brandt (Hrsg.): *Gedeutete Realität. Krisen, Wirklichkeiten, Interpretationen* (3.–6. Jh. n. Chr.). Stuttgart 1999 (Historia. Einzelschriften 134). Eine neuere Publikation mit regionalem Schwerpunkt auf Italien bietet: J. W. P. Wijnendaele (Hrsg.): *Late Roman Italy. Imperium to Regnum*. Edinburgh 2023.

3 Ein ausführlicher Tagungsbericht wurde von Hansjoachim Andres angefertigt; vgl. H. Andres: Tagungsbericht „Das Weströmische Reich und seine Erforschung – neue Perspektiven“, Jena 04.-06. 06. 2021. In: *H-Soz-Kult*, 28. 06. 2021, URL: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-127547>.

Ende der vandalischen Herrschaft in Nordafrika (534) erstreckt habe (S. 7–12). Die unterschiedlichen Ansetzungen des Endpunktes des Beobachtungszeitraums verweisen bereits auf zwei zentrale Probleme bei der Beschäftigung mit der weströmischen Geschichte. Zum einen ist die starke regionale Vereinzelung mit teilweise miteinander konkurrierenden Kaiserresidenzen und den im fünften Jahrhundert auf römischem Territorium entstehenden germanischen *regna* zu nennen. Andererseits ist auch die Quellenlage zu den einzelnen regionalen Entitäten mit ‚vereinzelte‘ noch sehr schmeichelhaft beschrieben, wobei außerdem deutliche qualitative Unterschiede zwischen den überlieferten Werken des vierten und fünften Jahrhunderts sowie die ihnen teils inhärente oströmische Perspektivität zu berücksichtigen sind. Zudem verweisen die Autoren darauf, dass sich die Forschung zum fünften Jahrhundert allzu lange auf vermeintliche Zäsuren – wie die sogenannte ‚Reichsteilung‘ nach dem Tod Theodosius des Großen (395) oder die Plünderung Roms (410) – konzentriert habe, deren langfristige Bedeutung mittlerweile ganz oder teilweise anders beurteilt werde, wohingegen zahlreiche Detailfragen weiterhin ungeklärt sind. Hinzu kommen literarische, epigraphische und archäologische Quellenneufunde, die den Blickwinkel auf das politische, wirtschaftliche, militärische und gesellschaftliche Geschehen im fünften Jahrhundert verändern. Der Zuschnitt des Sammelbandes orientiert sich an den von Roberto bereits an anderer Stelle als zentrale „[p]rospective di ricerca“ (S. 9) postulierten Schwerpunkten zum fünften Jahrhundert.⁴ Diese nehmen den Einfluss der ‚Barbarenreiche‘ und ‚Schattenkaiser‘ in den Blick, hinterfragen aber auch die Bedeutung der Stadt Rom sowie das Handeln weströmischer Eliten im Allgemeinen und der Senatsaristokratie und des Militäradels im Besonderen. Auch die seit längerem geführte Debatte über das ‚Ende‘ des Heidentums und damit verbundene Entwicklungen versteht Roberto als Kernstück der weiteren wissenschaftlichen Beschäftigung.

So ist es wenig verwunderlich, dass alle diese Schwerpunkte auch im vorliegenden Band Niederschlag gefunden haben. Den Anfang macht dabei ein programmatischer Beitrag von Rene Pfeilschifter („Vernichtung, Übergang, Fortdauer. Der Fall Roms und die Kontinuität des Lokalen“, S. 13–25). Dieser umreißt die bisherige Rezeption des fünften Jahrhunderts und legt einen Fokus auf die unterschiedlichen semantischen Betrachtungsebenen des Umgangs mit dem ‚Fall‘ Roms. Dem altertumswissenschaftlichen

4 Vgl. U. Roberto: Prospettive di ricerca sul quinto secolo. In: *Koinonia* 46, 2022, S. 461–467.

Diskurs seien dabei auf den ersten Blick nur vermeintlich *Pathos* und *Telos* abhandengekommen, das Narrativ vom unaufhörlichen Niedergang sei erfreulicherweise einer multiperspektivischen und nüchterneren Herangehensweise gewichen. Pfeilschifters kundige „Ausflüge in die Nachantike“ (S. 16) helfen dabei, die lange anhaltende, teils emotional und symbolisch aufgeladene Debatte zu dekonstruieren. Im weiteren Verlauf seines Beitrags entwickelt Pfeilschifter ein engagiertes Plädoyer für eine zeitgemäße Westrom-Forschung, die seinem Paradigma vom „Nebeneinander zweier engverbundener, aber dennoch selbständiger und auseinanderstrebender Teilreiche“ (S. 18) Rechnung trägt. In diesem Sinne sollten west- und oströmische Perspektiven in einem komparativen Zugriff stärker zusammengedacht werden. Schließlich liefen diese parallel ab und könnten daher wertvolle Antworten auf die Frage liefern, weshalb sich – ausgehend von ähnlichen Voraussetzungen – das römische Staatswesen in der östlichen Reichshälfte mit langanhaltendem Erfolg transformiert habe, während es dem westlichen Reichsteil an Autonomie und Schlagkraft gefehlt habe, um die großen Herausforderungen bewältigen zu können. Somit sei die Spätantike wie kaum eine andere weltgeschichtliche Epoche für einen solchen ‚systemischen‘ Vergleich geeignet. Gleichzeitig mahnt Pfeilschifter aber auch eine stärkere Konzentration auf regionale Fragestellungen an, bildeten die lokalen Entitäten doch eine basale und konstante Einheit des Gemeinwesens, die fernab von den zumeist in den Quellen zu fassenden Eliten existiere. Um die lokalen Perspektiven gewinnbringend einbeziehen zu können, sei nicht nur eine enge Kooperation mit Archäologen, sondern auch mit den naturwissenschaftlichen Disziplinen nötig.

Die Plünderung Roms durch die Westgoten wurde lange zweifellos als eine der bedeutendsten Zäsuren der spätrömischen Geschichte angesehen. Hendrik A. Wagner beschäftigt sich in seinem Beitrag hingegen mit der komplexen Vorgeschichte dieses Ereignisses und der Rekonstruktion des *itinerarium* Alarichs („Alle Wege führen nach Rom? Die Ereignisgeschichte zum *Itinerarium* Alarichs und zum ‚Fall‘ Roms 408“, S. 27–66). Wie Wagner einleitend feststellt, werden diese Aspekte von den antiken Autoren im Streben nach Deutungshoheit über das einschneidende Ereignis nur unzureichend behandelt. Zudem werde Alarich aus einer *ex post*-Perspektive schon früh zur großen Gefahr und zum ‚Eroberer Roms‘ stilisiert, obwohl der Kaiserhof ihm zunächst nur eine untergeordnete Bedeutung beigemessen habe. Auch die moderne Forschung habe sich in der Vergangenheit primär mit

rezeptionsgeschichtlichen Fragen beschäftigt. Wagner spricht sich dafür aus, einen deutlich längeren Zeitraum in den Blick zu nehmen, den er mit der folgenreichen Entmachtung Stilichos im Jahr 408 beginnen lässt. Anhand der vereinzelter Überlieferung weist Wagner pointiert auf einige Quellenprobleme hin, beispielsweise Stilichos eigenartige Passivität bei seinem Sturz, den Verbleib seiner Familie in Rom und die im Zusammenhang mit Alarichs erstem Romzug stehenden ‚Hungerrevolten‘. So kommt er zu dem Schluss, dass eine exakte Datierung der in den Quellen beschriebenen Plünderungsereignisse auf den August 410 schwerfalle. Stattdessen seien in den literarischen Schilderungen auch Erfahrungen der vorherigen Alarichzüge eingeflossen und zu einem „punktuellen ‚Hyperereignis‘ kumuliert“ (S. 35) worden. In Bezugnahme auf das bekannte Hieronymus’sche Diktum *Quid salvum est, si Roma perit?* (Hier. epist. 123,16,14) weist er darauf hin, dass Alarichs Romzug im Jahr 408 eine kaum zu überschätzende Bedeutung zukomme, schließlich habe er die Stadt danach im sprichwörtlichen Würgegriff gehalten und die politische und wirtschaftliche Ordnung beeinflusst: „Der ‚August 410‘ war dann nur noch eine letzte Razzia, bevor Alarich nach zwei ergebnislosen Jahren des Krieges, der Politik und des Verhandelns endlich das *caput mundi* aus seiner Gewalt entließ“ (S. 61).

Im Folgenden widmet sich Frank Schleicher mit Orosius einem Autor, dem wir eine der ausführlichsten Schilderungen der Plünderung Roms verdanken („*Patria* und *imperium sine fine* im fünften Jahrhundert? Orosius und der Geist der Zeit“, S. 67–91). Dabei geht es Schleicher weniger um das Œuvre des Orosius als vielmehr um ein „Phänomen der Zeitgeschichte“ (S. 68) rund um die Wende vom vierten zum fünften Jahrhundert: die häufige Bezugnahme auf das in augusteischer Zeit von Vergil geprägte Konzept vom *imperium sine fine* (Verg. Aen. 1,279) und die damit einhergehende Vorstellung einer gesamtrömischen *patria*. Die Motivik lässt sich in einschlägigen Quellenstellen bei Claudian, Prudentius und Rutilius Namatianus nachweisen. Wie Schleicher nachvollziehbar schlussfolgert, erwies sich die *sine-fine*-Idee somit sowohl bei christlichen Autoren als auch bei solchen, die „fest in den Traditionen des alten Roms verwurzelt“ (S. 76) waren, als wirkmächtig. Die aus den voneinander abweichenden religiösen Überzeugungen resultierenden Unterschiede in der Auslegung des Ideals seien trotz aller sonstiger Polemik dabei gradueller Natur. Während Claudian in seinen offiziellen Hofdichtungen Stilichos militärische Erfolge mit der *pax Augusta* des frühen Prinzipats in Verbindung bringe und aus naheliegenden Gründen mit der

Idee einer weltumspannenden römischen Herrschaft verbinde, stelle Prudentius die grenzenlose Herrschaft Roms in den Dienst der christlichen Religion und ihrer Transzendenzlehre. Aus Rutilius' *De reditu suo* spreche hingegen der optimistische Glaube an ein Wiedererstarken Roms nach dem *annus horribilis* 410. Am ausführlichsten diskutiert Schleicher Orosius' *patria*-Konzeption in den *Historiarum adversos paganos libri VII*, die als einzige politische und religiöse Dimensionen konsequent zusammendächten. So rühme sich der Kirchenhistoriker einer einheitlichen römischen Herrschaft unter einem einheitlichen christlichen Glauben, die dem reisenden Christen Freiheit und Rechtssicherheit im gesamten Reichsgebiet gewähre. Dabei nehme Orosius, wie Schleicher kundig zeigt, Anachronismen und Inkonsistenzen – vor allem in Bezug auf die Behandlung germanischer Reichsgründungen – billigend in Kauf.

Trotz aller Beschwörungen der Einheit und Größe Roms geriet die weströmische Reichshälfte im fünften Jahrhundert in schwieriges Fahrwasser. Henning Börm's Beitrag („Schattenkaiser? Handlungsoptionen und Spielräume der letzten weströmischen Herrscher“, S. 93–111) wendet sich mit dem sogenannten ‚Schattenkaisertum‘ einer der typischerweise als Krisenphänomene ausgemachten Entwicklungen zu. Dabei stellt er sich gegen eine bereits seit dem neunzehnten Jahrhundert greifbare, allzu stereotype Betrachtungsweise der letzten weströmischen Kaiser nach dem Ende der valentinianisch-theodosianischen Dynastie. In Fortführung bereits bestehender Forschungsansätze lasse sich – mit Ausnahme des auf Basis der vorhandenen Quellen kaum greifbaren Libius Severus und des nur wenige Monate regierenden Olybrius – eine große Bandbreite unterschiedlicher Herrschaftsstile und Legitimationsstrategien ausmachen, die sich auch deutlich von der Herrschaftskonzeption östlicher Amtskollegen in Konstantinopel unterschieden. Während deren einzelne Herrschaften sich durch ein stabiles Palastkaisertum auszeichneten und eine Distinktion von den Vorgängern nicht erforderlich machten, waren weströmische Bestrebungen zur Errichtung eines Palastkaisertums unter Honorius bereits früh gescheitert.⁵ Dieser Umstand und die ebenfalls seit Honorius immer stärkere Delegation von

5 Zum spätantiken Palastkaisertum und seinen Implikationen vgl. zuletzt F. K. Maier: Palastrevolution. Der Weg zum hauptstädtischen Kaisertum im Römischen Reich des vierten Jahrhunderts. Paderborn 2019 (Antike Imperien 1); sowie grundlegend auch R. Pfeilschifter: Der Kaiser und Konstantinopel. Kommunikation und Konfliktaustrag in einer spätantiken Metropole. Berlin/Boston 2013 (Millennium-Stu-

Machtbefugnissen auf die Heermeister schränkten die Handlungsspielräume der Kaiser zunehmend ein. Börm spricht sich vor diesem Hintergrund für einen Ansatz aus, der das Handeln der einzelnen Herrscher stärker nuanciert, ähnlich wie dies bereits seit geraumer Zeit für die sogenannten ‚Soldatenkaiser‘ diskutiert wird. Zu diesem Zweck müsse der Gedanke einer Unausweichlichkeit, wie er für die negativen Urteile über die letzten weströmischen Kaiser ursächlich sei, dem Konzept der Kontingenz weichen: „[M]an darf nicht übersehen, dass die meisten *Augusti* tatkräftige Männer waren, die sich durchaus als Hoffnungsträger eigneten. Sie standen vor schwierigen Aufgaben, nicht vor unmöglichen“ (S. 105).

Die folgenden zwei Beiträge beschäftigen sich mit einer historischen Person, die zugleich für den Fortgang der ost- und weströmischen Geschichte bedeutsam war: Attila. Attilas undurchsichtige Legitimation seines Vorgehens gegen Westrom im Rahmen der sogenannten ‚Honorio-Affäre‘ sowie die schnelle Desintegration seiner Herrschaft unter seinen Söhnen geben der Forschung bis heute Rätsel auf. Mischa Meier nähert sich dem Hunnenherrscher mit einem frischen Blick vom Ende her und wählt dessen „merkwürdig banale[s] Ableben“ (S. 114) als Ausgangspunkt für einige grundlegende Überlegungen zur Herrschaftspraxis Attilas („Der späte Attila und das Ende des ‚Hunnenreiches‘. Spuren eines verhängnisvollen Strategiewechsels“, S. 113–143). Dieser sei sehr stark auf ein entsprechendes Charisma angewiesen gewesen, um seinen Führungsanspruch über einen heterogenen Verband nomadischer Reiterkrieger dauerhaft behaupten zu können. Die Hunnen zeichneten sich, so Meier, wie andere vergleichbare Verbände dadurch aus, dass sie zunächst an der Peripherie der oströmischen Reichshälfte operierten, um deren Ressourcen gewinnbringend durch Plünderungen und teure Zugeständnisse in diplomatischen Verhandlungen maximal gewinnbringend auszubeuten. Dabei durfte Konstantinopel aber nicht allzu sehr überfordert werden, damit die hunnische Existenzgrundlage nicht gefährdet wurde. Meier erweitert dieses plausible Konzept aber um die wichtige These, wonach Attila zugleich eine zu starke Einmischung in die inneren Strukturen und Konflikte des Ostens vermeiden und zu seinem eigenen Machterhalt eine ‚hunnische Alternative‘ aufrechterhalten musste. Entgegen den bishe-

dien 44); St. Diefenbach: Zwischen Liturgie und *civilitas*. Konstantinopel im 5. Jahrhundert und die Etablierung des städtischen Kaisertums. In: R. Warland (Hrsg.): Bildlichkeit und Bildorte von Liturgie. Schauplätze in Spätantike, Byzanz und Mittelalter. Wiesbaden 2002, S. 21–49.

gen Forschungsmeinungen argumentiert Meier dafür, dass Attila nicht vom weströmischen, sondern vom oströmischen Kaiserhof zum Heermeister ernannt worden sei. Darin sieht er eine Konstantinopeler Strategie, um den Hunnen für sich zu vereinnahmen und ihn stärker in die römische Sphäre zu integrieren, was dieser erkannt und weitgehend erfolgreich vermieden habe. Somit habe Attilas ab 450 vollzogene Abwendung vom Osten und Hinwendung zum Westen mehr als nur rein geographische Bedeutung, markiere sie doch zugleich eine Abkehr von der bis dahin praktizierten strikten „Trennung zwischen hunnischen und römischen Sphären“ (S. 131) und somit nichts weniger als einen radikalen Strategiewechsel. Das offensive Vorgehen gegen die westlichen Provinzen, dem erst mit dem römisch-westgotischen Kraftakt auf den Katalaunischen Feldern Einhalt geboten werden konnte, diene somit letztlich dem Ziel, die Hunnen dauerhaft als Machtfaktor innerhalb des Imperiums zu verankern und so eine dynastische Legitimation für Attila und seine Nachkommen zu schaffen. Das Scheitern dieser Pläne bedingte somit auch den Misserfolg der Attila-Söhne, die den an ein charismatisches Agieren gerichteten Anforderungen nicht gewachsen waren.

Timo Sticklers folgender Einwurf auf Meiers These stellt einmal mehr unter Beweis, wie sehr ein engagierter Diskurs zu den zahlreichen Quellenproblemen der weströmischen Geschichte des fünften Jahrhunderts notwendig ist („Zur Frage des Heermeisteramtes Attilas“, S. 145–150). Dabei unterstützt Stickler Meiers Annahme eines späten Politikwechsels Attilas, der eine Trennung hunnischer und römischer Machtsphären aufgebrochen und letztlich den Anfang vom Ende der Hunnen als Machtfaktor eingeläutet habe. Im Gegensatz zu Meier deutet Stickler eine zentrale Priskos-Stelle jedoch nicht als Hinweis auf eine Ernennung Attilas zum Heermeister durch Ostrom als Teil einer ‚subversiven‘ Strategie, um dessen Autorität bei seiner eigenen Klientel zu untergraben. Stattdessen sieht er eine Ernennung durch Westrom weiterhin als wahrscheinlich an und stellt diese in den Kontext eines regen diplomatischen Austauschs zwischen Attila und dem Hof Valentinians III., was auch eine frühere Datierung der strategischen Neuausrichtung Attilas auf die Mitte der 440er Jahre zur Folge habe.

Der Zeitraum zwischen 423 und 425 wird in der Westrom-Forschung bereits seit geraumer Zeit als entscheidende Wegmarke für ein Auseinanderdriften der beiden Reichshälften angesehen. So zeigte der oströmische Kaiserhof nur wenig Interesse daran, die Situation im Westen nach dem Tod des Honorius zu regeln. Erst nachdem interessierte Kreise in Ravenna mit der Er-

hebung des Johannes die Sache selbst in die Hand genommen hatten, rang sich Theodosius II. zu einer militärischen Intervention zu Gunsten seiner Tante Galla Placidia und ihres sechs Jahre alten Sohnes, des letzten valentinianisch-theodosianischen ‚Kinderkaisers‘, Valentinians III., durch. Laura Mecella erweitert diese Perspektive und nimmt das ost- und weströmische Zusammenwirken bis zum Ende der 430er Jahre in den Blick [„I funzionari orientali e l’Occidente (425–426 d.C.)“, S. 151–166]. Entgegen dem oftmals in Quellen und Forschung gezeichneten Bild von Theodosius II. als Zauderer unterstreicht sie dessen entschlossenes Vorgehen gegen den weströmischen Usurpator mit dem Ziel einer „vittoria senza compromessi“ (S. 153). Dabei dürfe nicht übersehen werden, dass Konstantinopel nicht nur Soldaten zur Machtsicherung Valentinians entsandt, sondern auch mit den bei Mecella titelgebenden „funzionari orientali“ administrativ im Sinne eines gesamtrömischen Machtanspruchs im Westen gewirkt habe. Dies lasse sich trotz aller prosopographischer Unklarheiten in einer gesteigerten juristischen Aktivität oströmischer Beamter im Westen ablesen, die auch maßgeblichen Einfluss auf die Entstehung des *Codex Theodosianus* gehabt habe. Für Mecella markiert der Zeitraum 425/426 eine letztmalig fassbare „concreta collaborazione tra gli apparati burocratico-amministrativi delle due partes“ (S. 163). Im Vergleich zu den Zeiten des Arcadius und Honorius habe die Möglichkeit reichsteilübergreifender Karrieren für Beamte und Funktionsträger in den 430er Jahren immer weiter abgenommen, bis sie später auf rein ‚diplomatische‘ Kontexte beschränkt gewesen sei.

Jeroen Wijnendaele kehrt zu dem Problem der sogenannten ‚Schattenkaiser‘ und ihrer militärischen Misserfolge zurück, wobei er diese in eine längere Betrachtung militärischer Autorität im Westen ab dem Jahr 395 einordnet („Die Delegation militärischer Befugnisse im Weströmischen Reich“, S. 167–183). Mit semantischer Präzision widmet er sich zunächst mit „military manager“, „generalissimo“, und „warlord“ (S. 169) den vielen Termini, die in den letzten Jahrzehnten von der Forschung für die Bezeichnung militärischer Oberbefehlshaber vorgeschlagen wurden. Dazu nimmt er kurzfristig auch die „üblichen Verdächtigen“ (S. 168), wie Stilicho, Constantius, Aëtius, Bonifatius und Ricimer, in den Blick. Wijnendaele warnt vor einer allzu statischen top-down-Wahrnehmung der Befehlsgewalt dieser Personen und entwirft stattdessen einen neuen Ansatz der „Kategorisierung von Krisen“ (S. 171). Auf diese Weise gelingt es ihm, plausibel nachzuzeichnen, dass die weströmische Zentrale auf die verschiedenen Herausforderungen auch

unterschiedlich reagierte. Während die wichtigsten militärischen Entscheidungsträger auf Großkrisen – wie die Italienzüge Alarichs oder die Invasion Attilas – persönlich ins Feld zogen, delegierten sie ihre Befehlsgewalt bei als lokal begrenzt empfundenen Ereignissen auf untergeordnete Befehlshaber. Dies dient Wijnendale als Ausgangspunkt einer trotz aller Probleme der fragmentarischen Quellenlage überzeugenden Rekonstruktion weströmischer ‚Befehlsketten‘. Durch die territorialen Verluste Westroms im fünften Jahrhundert seien die militärischen Ressourcen und Handlungsspielräume jedoch immer stärker limitiert worden, sodass die Strukturen sich ab den 450er Jahren nur noch einseitig auf das italische Bewegungsheer stützen konnten. Weitere Probleme speisten sich, so Wijnendale, aus dem Nebeneinander kaiserlicher und heermeisterlicher Befehlsgewalt, als die Kaiser ab Valentinian III. wieder stärkere Mitspracherechte für sich reklamierten – eine Redundanz, die erst durch die faktische Abschaffung des weströmischen Kaisertums durch Odoaker behoben worden sei: „Was 476 geschah, war nicht der Untergang des ‚Römischen Reiches‘. Vielmehr war es ein Geständnis, dass Italien die Abwärtsspirale der internen Kämpfe zwischen westlichen Kaisern und *magistri militum* um die endgültige Autorität in der Befehlskette nicht fortsetzen konnte“ (S. 180).

Während sich die vorangehenden Beiträge nachdrücklich um eine Dekonstruktion und Entmystifizierung spätantiker Erinnerungsorte und vermeintlicher ‚Epochenjahre‘ bemüht haben, eröffnet Udo Hartmann mit seinen Überlegungen zu dem neuplatonischen Philosophen Damaskios von Damaskos eine Reihe von Beiträgen zu besonderen Quellenstellen („Damaskios und die Geisterkrieger der Attila-Schlacht“, S. 185–221). In einem be fremdlich anmutenden Exkurs seiner *vita Isidori* berichtet Damaskios von einem Kampf zwischen Römern und den von Attila angeführten Hunnen, den er ahistorisch vor die Mauern Roms verlegt. Die auf beiden Seiten äußerst verlustreiche Schlacht habe anschließend in nächtlichen Kämpfen schattenartiger Geisterwesen, die Damaskios als „Abbilder der Seelen“ der Verstorbenen (τὰ εἰδωλα τῶν ψυχῶν, Dam. vita Isid. 63) bezeichnet, ihre Fortsetzung gefunden, was Damaskios mit weiteren angeblichen *exempla* von Geisterkriegern garniert. Die fragliche Textstelle hat bislang weder das Interesse der Attila- noch der Damaskios-Forschung geweckt, sich aber ab dem neunzehnten Jahrhundert vermehrt künstlerischer Rezeption erfreut. Auch Hartmann schätzt ihre historische und historiographische Aussagekraft als überschaubar ein. Dabei dürfe man sie aber auch nicht als unkundiges Desinter-

esse eines oströmischen Gelehrten abtun. Vielmehr spreche aus Damaskios' Exkurs eine für ihn und den von ihm porträtierten Lehrmeister, Isidoros von Alexandria, typische pagane Begeisterung für Wundergeschichten, mit deren Hilfe sich die Anhänger der traditionellen Kulte des Wirkens ihrer Gottheiten in der Welt versicherten. Düster ausgemalte Erzählungen von Schattenwesen fügten sich dabei, so Hartmann, in das „pessimistische Grundschema“ (S. 213) ein, mit dem die Neuplatoniker auf das sie umgebende, christlich gewordene Imperium schauten, das sie für einen allgemeinen Niedergang verantwortlich machten.

Auch Hartmanns Jenaer Kollege Hansjoachim Andres spürt dem literarischen Niederschlag eines mit den Ideen des Neuplatonismus eng verwandten Themas nach („Olympiodor von Theben und die literarische Tradition der Zerstörung apotropäischer Statuen“, S. 223–257). Seine minutiöse, aber bisweilen etwas verworrene Analyse der Erwähnung apotropäischer Statuen und des Konzepts der ‚Telestik‘, die im vierten und fünften Jahrhundert vor allem im Kontext theurgischer Praktiken standen, zielt vor allem auf das fragmentarisch überlieferte Geschichtswerk des paganen Autors Olympiodor von Theben ab. Darüber hinaus gelingt Andres eine Einordnung solcher Narrative in das politische, philosophische und literarische Gesamtpanorama des ‚langen fünften Jahrhunderts‘. Das vornehmliche Anliegen paganer Vertreter sei es dabei gewesen, zu belegen, dass die von ihnen verehrten Statuen mehr als nur einen ästhetischen Mehrwert hatten und keineswegs von ihren angestammten Plätzen entfernt werden dürften, da sie Unheil abwendeten: „Eine Statue kann der Garant eines Teils der Weltordnung sein, die in sich zusammenbricht, wenn sie gestört wird“ (S. 250). Der Heide Olympiodor sei daher darum bemüht gewesen, mit den entsprechenden Exkursen in seinem Theodosius II. gewidmeten Werk den Kaiser und seine Entscheidungsträger für diesen Standpunkt zu gewinnen. Daher habe er von einer zu starken Verknüpfung mit paganen Glaubensinhalten abgesehen und stattdessen den Versuch unternommen, die Telestik als Teilaspekt der Philosophie und der Wissenschaften darzustellen.

Tabea L. Meurer hinterfragt in ihrem Beitrag spätantike *otium*-Konzepte und wird dabei vor allem in den Briefcorpora der gallo-römischen Literaten Sidonius Apollinaris, Ruricius von Limoges und Avitus von Vienne fündig („Nur mehr stille Distinktion? *Otium*-Konzepte und die Transformation senatorischer Statusdiskurse im spätantiken Gallien“, S. 259–276). Meurer wendet sich gegen ein von ihr wahrgenommenes Missverständnis, wonach

die aristokratische Muße ein reines Freizeitvergnügen gewesen sei, was sich in modernen Diskursen über die Spätantike zudem mit dem Vorwurf einer ‚Realitätsflucht‘ oder einer ‚Rückwärtsgewandtheit‘ entsprechender Exponenten vermische (S. 260). Dahingegen sei schon den republikanischen und frühkaiserzeitlichen Quellen eine ‚Zeitökonomie‘ als Teil einer ‚senatorischen Statusökonomie‘ inhärent (S. 261). Bei Sidonius lasse sich, so Meurer, ein geradezu traditionelles Changieren zwischen ostentativem ‚Mußehabitus‘ und defensiver ‚Mußeapologetik‘ beobachten (S. 273). Daraus ergebe sich außerdem eine Kritik an einem Rückzug aus dem öffentlichen Leben, auch im Sinne eines asketischen *otium religiosum*. Dieses werde von dem rund zehn Jahre jüngeren Ruricius bereits anders interpretiert, der im Gegensatz zu seinem Briefpartner Sidonius keine administrativen Ämter anstrebte, sondern eine Karriere als Bischof einschlug. Auch die episkopalen Amtsgeschäfte rechtfertigten ein von Ruricius großzügig ausgelegtes *otium*-Bedürfnis, da die Lebenszeit letztlich nach jenseitigen Anforderungen zu gestalten sei. Für alle von Meurer untersuchten Personen firmierte der Mußehabitus nach wie vor als sich aus ihrem sozialen Stand ergebende elitäre Selbstverständlichkeit und „Mittel stiller Distinktion“ (S. 274) zur Abgrenzung von den tiefgreifenden politischen und sozialen Veränderungen im vormals römischen Gallien.

Roland Steinachers Aufsatz greift die von Roberto einleitend aufgeworfene Perspektive der barbarischen Reichsgründungen auf und wirft dabei einen Blick auf Nordafrika („Römische Barbaren und neue Horizonte. Nordafrika im 5. Jh. n. Chr.“, S. 279–303). Während sich die Vandalen in den letzten Jahrzehnten einiger wissenschaftlicher Aufmerksamkeit erfreuen konnten, sind andere Verbände bislang noch wenig erforscht. Steinacher greift dabei die für Westeuropa bereits etablierte Dichotomie von den Verbänden „erster“ und „zweiter Reihe“ (S. 281) auf, die durch die unterschiedliche Permanenz und Nachhaltigkeit ihrer Einflussnahme sowie ihres Niederschlags in den Quellen voneinander abgegrenzt werden können.⁶ Für Nordafrika

6 Zur Terminologie ‚erste‘ vs. ‚zweite‘ Reihe vgl. H. Wolfram: Das Römerreich und seine Germanen. Eine Erzählung von Herkunft und Ankunft. Wien/Köln/Weimar 2018. Neuere Forschungen zu den Vandalen wurden in den letzten zehn Jahren in größerer Anzahl vorgelegt. Vgl. exemplarisch Y. Moderán: Les Vandales et l’empire romain. Édité par M.-Y. Perrin. Arles 2014 (Civilisations et Cultures); K. Vössing: Das Königreich der Vandalen. Geiserichs Herrschaft und das Imperium Romanum. Darmstadt 2014; R. Steinacher: Die Vandalen. Aufstieg und Fall eines Barbarenreichs. Stuttgart 2016; K. Vössing: Die Vandalen. München 2018 (C. H. Beck Wissen 2881); U. Roberto: Il secolo dei Vandali. Storia di un’integrazione fallita. Palermo 2020 (Aspettando i barbari).

ließen sich analog dazu in „erster Reihe“ die Vandalen ausmachen, während in „zweiter Reihe“ vor allem die Berber und *Mauri* stehen, wobei es sich bereits um nicht unproblematische römische Sammelbegriffe handele. Im Wirken der Mauren und ihrer Interaktion mit dem weströmischen Kaiserhof seien schon Muster vorweggenommen, die typischerweise den Vandalenherrschern zugeschrieben würden. Steinacher verweist auf die Dynastie Nubels und seiner Söhne, die im vierten Jahrhundert Afrika kontrollierte und dabei abwechselnd mit und gegen die römische Zentrale agierte. In der Analyse Steinachers erscheinen ihre Vertreter als Prototypen und gewissermaßen als ‚Türöffner‘ für die Herrschaft Geiserichs rund fünfzig Jahre später: „Männer wie Firmus und Gildo legten die Grundlage, auf der die Vandalen ihr afrikanisches Militärkönigtum errichteten. Geiserich sollte gewissermaßen beenden, was die Söhne Nubels begonnen hatten“ (S. 290). Auch kann Steinachers Studie zu einer Neuperspektivierung einiger vermeintlicher Gewissheiten in der lückenhaft überlieferten Geschichte Nordafrikas im fünften Jahrhundert beitragen. So sei die althergebrachte Theorie vom Scheitern der vandalischen Herrschaft durch Migrationsströme aus der Sahara nicht mehr aufrechtzuerhalten. Der numidische Raum biete hingegen zahlreiche archäologische und epigraphische Zeugnisse, die eine Kontinuität in der Herrschaftspraxis maurischer *reges* nach der Desintegration Westroms nahelegten. Diese zeichneten sich durch die Betonung einer „in gleicher Weise [...] maurische[n] wie römisch-christliche[n] Identität“ (S. 296) aus.

Leo der Große gilt als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der späten weströmischen Geschichte und erster ‚Papst‘, der diese Rolle machtpolitisch auszufüllen wusste. Während sich die bisherige Forschung bislang vor allem mit Leos Bemühungen um eine Anerkennung des Primats Roms innerhalb der Christenheit und seinen Verhandlungen mit Attila beschäftigt hat, beleuchtet Philippe Blauddau mit dessen Bestrebungen um die Rehabilitation der auf dem Konzil von Ephesos Verbannten einen bislang weniger beachteten Aspekt im Wirken des römischen Bischofs [„L’évêque de Rome Léon, la cour de Valentinien III et la controverse christologique (448–455)“, S. 305–323]. Blauddaus Analyse zeigt das Verhalten Leos im Spannungsfeld christologischer Debatten und diplomatischer Bemühungen zwischen den Kaiserhöfen auf. Nachdem die zur Feier der *cathedra Petri* in Rom versammelten westlichen Bischöfe kein Gehör in Konstantinopel gefunden hatten, konnte Leo durch Anrufung Valentinians III., seiner Mutter Galla Placidia und seiner Ehefrau Licinia Eudoxia einen indirekten Gesprächskanal zu

Theodosius II. aufbauen. Blaudeau formuliert dabei die These, dass der Bischof vor allem Placidias Bemühungen um eine Repräsentation in der Nachfolge Konstantins und eine Stärkung des nicaenischen Glaubens als hilfreich erachtete, um seine eigenen Interessen in Konstantinopel zu vertreten. Theodosius sei aus Sorge um seine Autorität in christologischen und legislativen Fragen in der Debatte um die Rehabilitation des Flavianus von Konstantinopel und anderer Bischöfe aber nicht zu Kompromissen bereit gewesen. Der plötzliche Tod des oströmischen Kaisers habe alle weiteren Hoffnungen zunichtegemacht. Dabei unterstreicht Blaudeau, dass der Thronwechsel von Theodosius zu Markian aufgrund der dadurch einsetzenden Spannungen mit dem weströmischen Kaiserhof nicht nur in Leos Sinne gewesen sein könne. Auch wenn Valentinians Zögern bei der Anerkennung Markians unstrittig ist, lässt sich der von Blaudeau insinuierte Grund einer Rache des weströmischen Kaisers für die dreißig Jahre zuvor nicht erfolgte Anerkennung seines Vaters durch Konstantinopel sicherlich hinterfragen.

Auch Carla Sfameni greift das Thema religionspolitischer Auseinandersetzungen auf und nimmt einmal mehr das Ende des Heidentums in den Blick („Essere pagani dopo Teodosio tra Roma e Atene: una prospettiva archeologica“, S. 325–342). Den Ausgangspunkt bildet dabei das 2011 von Alan Cameron publizierte Werk „The Last Pagans of Rome“ und die darin geäußerte und seitdem vieldiskutierte These vom „natural death“⁷ des Heidentums, das bereits vor Theodosius’ weitreichenden antipaganen Maßnahmen am Ende des vierten Jahrhunderts irreparabel geschwächt gewesen sei. Sfameni verfolgt in dieser langen und aufgeheizten Debatte einen durchaus innovativen Ansatz, der auf eine konsequente Auswertung archäologischer Befunde aus Rom und Athen setzt. Neben der aufgrund seiner polemischen Implikationen schwierigen Definition des ‚Heidentum‘-Begriffs zeugten auch die im *Codex Theodosianus* überlieferten Rechtstexte davon, wie problematisch die praktische Umsetzung antiheidnischer Maßnahmen war, wodurch der Aussagewert archäologischer Zeugnisse erschwert werde. Der Befund zu Rom sei daher auch alles andere als eindeutig: Tempel seien zwar verlassen und umgewidmet und einzelne Bauteile als Spolien zweckentfremdet, grundsätzlich aber geschützt und erhalten worden. Es lasse sich eine Verlagerung religiöser Praktiken ins Private ablesen, die mit der Zeit zu kulturellen Traditionen umgedeutet worden seien: „Malgrado la diffusione del

7 Al. Cameron: *The Last Pagans of Rome*. Oxford/New York 2011, S. 131.

Cristianesimo, molti romani rimasero tenacemente attaccati a riti e feste religiose che, a loro avviso, dovevano garantire la sopravvivenza stessa di Roma e dell'impero" (S. 330). Während sich in Rom also die implizite Verbindung zwischen traditionellen Kulturen und imperialen Vorstellungen erhalten habe, sei die Transformation ins Private für Athen deutlicher nachweisbar. Dabei seien heidnische Motive und Praktiken als ideelle Zeugnisse einer „identità romana“ (S. 336) zu verstehen, die von ihren religiösen Bedeutungen nach und nach entkernt worden seien.

Die Bedeutung religiöser Riten und ihre Transformation in der Spätantike stehen ebenfalls im Zentrum des Beitrags von Ignazio Tantillo, der diese Aspekte anhand eines exemplarischen Quellenproblems untersucht („L'adorazione delle colonne nelle chiese nell'Africa di Agostino“, S. 343–355). Den Ausgangspunkt bildet dabei eine Stelle aus dem *sermo* 26 des Augustinus von Hippo, der den umfangreichsten Text aus dem Predigtencorpus des Kirchenvaters darstellt (Aug. *serm.* 26,10–16). Darin berichtet und urteilt Augustinus über die eigentümliche Praxis einiger nordafrikanischer Christen, die bestimmte Säulen in Kirchen verehrten. Augustinus' Standpunkt in dieser Frage sei durchaus ambivalent, da er die Existenz heiliger Bilder nicht grundsätzlich ablehne, ihre Anbetung in rituellen Zusammenhängen aber kritisiere. Entgegen früher vertretenen Hypothesen, wonach die von Augustinus diskutierte Praxis mit dem in anderen kirchenhistorischen Werken beschriebenen Küssen der Kirchentürschwelle gleichzusetzen sei, deutet Tantillo die Säulen als mehrschichtiges „simbolo polisemico“ (S. 349). Auch die bislang oftmals vertretene These, wonach Heiden die zu Kirchen umgewidmeten Tempel weiterhin aufsuchten und angestammte Praktiken fortsetzten, greift nach Tantillos Ansicht zu kurz, um Augustinus' Aufmerksamkeit für dieses Phänomen zu erklären. Er wertet dazu archäologische und epigraphische Befunde aus und postuliert eine religiöse Umdeutung von Säulen zu christologischen Symbolen. Dies beziehe sich auf das im alttestamentarischen Buch Exodus erwähnte Bild Gottes als Wolken- und Feuersäule, die Moses und seinem israelitischen Gefolge den Weg aus Ägypten gewiesen habe (Ex 13,21–22). Dennoch habe die Verankerung der Praxis in den Sitten der alten Kulte beinahe zwangsläufig Augustinus' Argwohn und Ablehnung hervorrufen müssen: „A disturbare Agostino non era allora la sostanza cripto-pagana di questa forma di culto, ma il gesto, l'atto stesso cioè la adorazione di un oggetto, che rievocava forme di idolatria tanto antiche e familiari quanto ora inaccettabili“ (S. 353).

Den Abschluss des Sammelbands bildet Lucrezia Speras ausführliche Betrachtung der Bedeutung Roms als Kaiserresidenz und Repräsentationsort der weströmischen Kaiser im fünften Jahrhundert, die thematisch an die wichtigen Arbeiten von Mark Humphries und Andrew Gillett zum spätantiken Verständnis Roms anschließt („Gli Imperatori a Roma – gli Imperatori e Roma‘ nel V secolo. I contesti“, S. 357–383).⁸ In der jüngeren Vergangenheit habe eine Neubewertung der kaiserlichen Nutzung Roms zwischen der Tetrarchie und dem Ende des weströmischen Kaisertums stattgefunden. Der von Spera als „riaffezione“ (S. 357) betitelte Prozess sei vor allem unter Theodosius und Honorius vorangetrieben, aufgrund der zahlreichen politischen und militärischen Herausforderungen dieser Zeit aber nie vollständig abgeschlossen worden. Dennoch komme Ravenna als Kaiserresidenz vor allem eine funktionale Bedeutung zu, die es nicht mit den symbolischen Implikationen des *caput mundi* aufnehmen können. In einer ambitionierten Auswertung literarischer, epigraphischer und archäologischer Zeugnisse kann Spera einige wichtige Trends aufzeigen. Neben restaurativen und praktisch bedingten Projekten, wie der Instandhaltung der Stadtmauern, habe der Kaiserhof das übergeordnete Ziel einer Modernisierung der Residenz verfolgt. Neubauten dienten dabei vor allem der Manifestation des christlichen Glaubens, sowohl in Kooperation mit als auch teilweise in Konkurrenz zu bischöflichen Akteuren. Die christliche Umgestaltung des städtischen Raums sei ebenso wie die Schaffung einer kaiserlichen Vorstadt erkennbar dem Vorbild Konstantinopels gefolgt.

Der vorliegende Tagungsband liest sich wie ein buntes Panoptikum der zeitgenössischen Westrom-Forschung, das viele einzelne Quellen- und Forschungsprobleme aufgreift, ohne einer allzu großen Vereinzelung Vorschub zu leisten. Die von Roberto als zentrale Forschungstrends ausgemachten Aspekte bleiben dabei stets im Blick der Beiträgerinnen und Beiträger. Auch Pfeilschifters eingangs skizzierte Ermahnungen zu vergleichenden und zusätzlich das Lokale in den Blick nehmenden Perspektiven haben bei den Au-

8 Vgl. A. Gillett: Rome, Ravenna and the Last Western Emperors. In: PBSR 69, 2011, S. 131–167; M. Humphries: From Emperor to Pope? Ceremonial, Space, and Authority at Rome from Constantine to Gregory the Great. In: K. Cooper/J. Hillner (Hrsgg.): Religion, Dynasty, and Patronage in Early Christian Rome, 300–900. Cambridge/New York 2007, S. 21–58; M. Humphries: Valentinian III and the City of Rome (425–55): Patronage, Politics, Power. In: L. Grig/G. Kelly (Hrsgg.): Two Romes. Rome and Constantinople in Late Antiquity. Oxford/New York 2012 (Oxford Studies in Late Antiquity), S. 161–182.

torinnen und Autoren Gehör gefunden. Während einige Beiträge bestehende Forschungsmeinungen erweitern oder ersetzen, bilden weitere die Essenz an anderer Stelle bereits monographisch erörterter Fragestellungen. Einige wiederum skizzieren neue Forschungsvorhaben und zeigen bestehende Desiderate auf, die auf Anhieb das Interesse des Lesers wecken. Die Verbindung von Perspektiven der deutschen, italienischen und französischen Forschung erweist sich vor dem Hintergrund der behandelten Thematik als Glücksgriff. Zudem bestechen die Beiträge uneingeschränkt durch Quellennähe und detaillierte Literaturanhänge. Das bewährte leserfreundliche Layout der Reihe „Geschichte in Wissenschaft und Forschung“ wird durch die mitunter aufgebrochene chronologische und inhaltliche Stringenz in der Abfolge der Beiträge etwas geschmälert. So wäre eine explizitere Orientierung an den Sektionen der zu Grunde liegenden Tagung („Kaisertum und Hof“, „Aspekte von Verwaltung und Recht“, „Kulturgeschichtliche Aspekte“, „Religiöse Aspekte“, „Archäologische und epigraphische Aspekte“ und „Regionale Aspekte“),⁹ die indirekt durchaus noch anklingt, aus Lesersicht erfreulich gewesen. Solcherlei Monita fallen aber gegenüber der gelungenen Gesamtkonzeption und dem Erkenntnisgewinn der einzelnen Beiträge nicht weiter ins Gewicht. Die Zukunft der Westrom-Forschung und eine weitere Aufarbeitung der letzten verbliebenen ‚weißen Flecken‘ in der Geschichte der Spätantike muss einem also keine Sorgen bereiten.

9 Andres (Anm. 3).

Christoph London, Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen
 Lehrstuhl für Alte Geschichte mit dem Schwerpunkt Geschichte als Wissenskultur
 Wissenschaftlicher Mitarbeiter
 london@histinst.rwth-aachen.de

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Christoph London: Rezension zu: Timo Stickler/Umberto Roberto (Hrsgg.): Das Weströmische Reich und seine Erforschung. Neue Perspektiven. Stuttgart: Kohlhammer 2024 (Geschichte in Wissenschaft und Forschung). In: Plekos 27, 2025, S. 403–418 (URL: https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-stickler_roberto.pdf).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND
